

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 5

Artikel: Der Clown Grimaldi
Autor: Grau, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Clown Grimaldi.

Von Ernst Grau.

„O doch“, entgegnete der alte, weißköpfige Doktor Derrick, der bekannte Nervenarzt, „es gibt mitunter Fälle, die mit Geisteskrankheit nichts zu tun haben, denen aber auch ein gewiegender Psychiater ziemlich ratlos gegenübersteht.“

„Nun ja, ein besonders harter Schicksals-schlag verfehlt ja wohl kaum seine Wirkung auf das menschliche Gemüt. Aber schließlich, die Zeit heilt solche Wunden und ...“

„Es ist nicht immer das,“ warf der Arzt ein. „Ich will Ihnen da einmal einen Fall schil-dern, der allerdings schon einige Jahre zurück-liegt.“

Er trank sein Glas leer und stellte es be-dächtig hin.

„An einem Karfreitag war es. So in der Dämmerstunde. Ich saß am Kamin und hatte gerade ein Buch in die Hand genommen, als mir noch ein Patient gemeldet wurde. Ich ließ ihn eintreten und befahl gleichzeitig dem Mäd-chchen, Licht zu machen.

„Bitte, lassen Sie das“, sagte der Eintretende, ein großer, breitschultriger Mann, mit sym-pathischem, glattraisiertem Gesicht. „Ich liebe dieses Hellsdunkel, obgleich ich selten genug Gelegenheit habe, diese Stunde zu genießen. Viel-leicht gerade deshalb.“

Ich lud ihn zum Sitzen ein, und im Schein des Kaminfeuers konnte ich den späten Gast näher betrachten.

„Ich muß wohl zunächst um Entschuldigung bitten, daß ich Sie zu so ungewohnter Stunde störe...“

„O bitte, als Arzt stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung!“

„Ich danke Ihnen!“

Er saß eine Weile schweigend und starnte in die Glut. Ein schmerzlicher Zug um Augen und Mund schien sich noch zu vertiefen.

„Ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen meinen Zustand schildern soll, Herr Professor!“ Seine Stimme klang leidenschaftslos, fast monoton. „Ich habe schon unzählige Ärzte konsultiert, aber helfen können hat mir noch niemand. Zu-meist hat man mich an Sie verwiesen. Ich bin nicht frank, aber auch nicht gesund. Ich habe Körperkräfte, um einen Bären erwürgen zu können. Aber ich habe keine Energie. Mein

Geist ist tot, unfähig, etwas zu wollen. Ich sehe täglich Hunderte von glücklichen und zu-friedenen Menschen um mich. Und bitterste Verzweiflung packt mich, wenn ich daneben stehen muß, wie ein Ausgestoßener ...“

„Haben Sie Sorgen pekuniärer Art?“

Er wehrte mit müder Bewegung ab.

„Oder hat ein Todesfall in Ihrer nächsten Umgebung...“

„Auch das nicht! Ich habe weder Familie, noch sonstwelche Verwandte und Freunde.“

„Und warum haben Sie nicht geheiratet? Ich frage natürlich als Arzt,“ fügte ich schnell hinzu.

Ein schmerzliches Lächeln um seinen Mund zuckte auf, um sogleich wieder zu verschwinden.

„Vielleicht, daß hier die Quelle des Übels ist. Aber die Frauen, die ich haben kann, würden mir kein Glück geben können. Und die andern — sehe ich immer nur in unerreichbarer Ferne.“

„Nun, Sie sollten diese Ferne zu überbrücken suchen. Gehen Sie auf Reisen. Lassen Sie das Leben in buntem Wechsel an sich vorüber-ziehen ...“

„Ich bin fast mein ganzes Leben hindurch auf Reisen. Wie mit der Peitsche gehetzt, werde ich von Ort zu Ort getrieben. Rastlos, ruhe-los, wie Ahasver, wie ein Vagabund.“

Die Uhr auf dem Kaminsims schlug leise die achte Stunde.

Ich ließ mir den Fall durch den Kopf gehen und meinte dann:

„Wie ich Ihnen helfen kann, weiß ich noch nicht. Aber ob ich Ihnen helfen kann, werde ich morgen Abend sehen.“

Er sah überrascht auf.

„Kommen Sie morgen Abend wieder und gehen Sie mit mir in den Zirkus Tomasselli zu dem weltberühmten Clown Grimaldi. Ich selbst habe gestern Tränen gelacht über diesen Menschen, der aus Humor, Wit und Spaß zusammengesetzt scheint. Bringt er auch Sie zum Lachen, dann zweifle ich an Ihrer Heilung nicht.“

Mit einem Ruck war mein Besucher aufge-sprungen und hielt mich krampfhaft an den Rockaufschlägen gepackt.

„Herrgott, das ist ja das Tragische meines

Lebens, dem ich nicht entrinnen kann. Dieses unselige Handwerk, das mich mit dämonischer Gewalt festhält . . .“ schrie er und fiel dann jäh

in den Sessel zurück, um aufweinend den Kopf in den Händen zu bergen.

„. . . ich bin der Clown Grimaldi . . .!“

Die Parabel vom Filterwerk.

Von Max Hahet.

Ich kam einst in eine Stadt, durch die ein Fluß von schmutzigelber Farbe floß. Dieser Fluß trug viele Schiffe auf seinem Rücken, und die Menschen der Stadt und die Menschen auf den vielen Schiffen warfen allerlei Unrat und Abfall in den Fluß.

Nun wollte ich in jener Stadt ein Glas frischen Wassers trinken. Ich ging zur Leitung, drehte den Hahn auf — und ein klarer Strahl reinsten Wassers ergoß sich in mein Glas. Und das Wasser schmeckte vorzüglich.

Nun fragte ich einen Bewohner jener Stadt: „Woher habt ihr dieses ausgezeichnete Wasser? Denn hier sind keine Quellen und keine Alpen rundherum, die euch solches Wasser geben können!“ Und der Bewohner antwortete: „Das klare Wasser, das du da siehst, das gewinnen wir aus dem schmutzigen Flusse, der durch die Stadt fließt!“

Und ich staunte. Und der Bewohner sagte mir weiter: „Wir haben ein großes Filterwerk ganz nahe bei der Stadt. Und in diesem Filterwerk wird das schmutzige Wasser so lange gefiltert, bis es rein ist und gesund wie das reinste und gesündeste Alpenwasser. Und wenn du Zeit und Lust hast, kannst du dir dieses Filterwerk ansehen und an Ort und Stelle erfahren, wie das Schmutzwasser rein und gesund gemacht wird!“

Nun bin ich ein Mann, der die Wunder der Schöpfung und den Witz des Menschengeistes verehrt. Und ich ging in das Filterwerk, und ein freundlicher Werkmeister gab mir anschaulichen Unterricht und erklärte mir alles: wie das Wasser von einem Schöpfwerk aus dem Flusse gepumpt und in vier Ablagerungsbehälter geleitet werde, um in diesen dann durch sinnreich langsames Überfließen von einem zum andern Becken geklärt zu werden und wie dieser Klärungsprozeß durch Zusetzung von schwefelsaurer Tonerde noch besonders gefördert und wie das nun schon klare Wasser nach dieser Vorbehandlung in eine Chlorgas-Anlage geleitet und dort völlig feimfrei gemacht werde. Und wie es dann in die Sandfilter gelange und durch die in diesen befindlichen Sand- und Kies-

schichten durchsickere und so geologisch von allen etwa noch schädlichen Keimen völlig gereinigt und trinkbar gemacht werde. Und wie es nach der Filtration zur absoluten Sicherheit neuerlich eine Chloranlage zu passieren habe und hiebei einen Chlorzusatz aufnehme, der seinen Geruch oder Geschmack aber nicht beeinträchtige. Und wie das Wasser von einer staatlichen Gesundheitsbehörde täglich nachgeprüft werde und wie alles geschehe, um den Bewohnern der Stadt ein vollkommen klares und gesundes Wasser zu schaffen. Und wie die zwanzig- bis fünfzigtausend Keime, die ein Kubikzentimeter des Flusswassers enthalte, nach und nach völlig vernichtet werden, und wie der ganze Prozeß, der das Wasser durch zweiundzwanzig Filter führe, von welchem jedes eine Sandfläche von 7600 Quadratmeter einnehme, zwanzig bis dreißig Stunden Zeit in Anspruch nehme. Und wie das Filterwerk die große Stadt täglich mit einer trinkbar klaren Wassermenge von rund 180 000 Kubikmeter versorge.

Und dann ging ich in ein Brunnenhaus und unweit des Brunnens wälzte der breite Fluß seine schmutzigen Fluten dem Meere zu. Und der Werkmeister stieg ein wenig in die Tiefe und schöpfe ein Glas voll kristallinen Wassers. Und trat aus dem Brunnenhaus und hob das Glas hoch. Und das klare Wasser glänzte im Licht. Und wenn es hätte sprechen können, dann würde es zu dem Flusse hinübergerufen und gesprochen haben: „Sieh mich an in meiner Reine! Ich wurde aus dir gewonnen!“

Und ich dankte dem freundlichen Werkmeister und verehrte das Wunder der Schöpfung und den Witz des Menschengeistes.

Und dann dachte ich an das Mysterium des Menschen. Wie er geboren wird und rein ist wie der Quell des Flusses am Ursprung. Und wie dann die Begebenheit des Lebens immer mehr und mehr Unreines und Unsauberes in sein Wesen trägt und wie Schmutz in ihn getan wird und wie er selbst sich beschmutzt durch Worte und Taten. Und wie sich das Schicksal an ihm auswirkt und wie er in Schuld gerät und in Sünde fällt und einer trüben Flut gleich